

1

Der goldene Käfer von Neukaledonien, 1914

Als Margery zehn war, verliebte sie sich in einen Käfer.

Es war ein strahlender Sommertag und alle Fenster des Pfarrhauses standen offen. Margery hatte vor, ihre Holztiere über den Boden wandern zu lassen, immer in Paaren, aber das Tiereset hatte einmal ihren Brüdern gehört, und die meisten Tiere waren entweder angemalt oder angebrochen. Einige fehlten ganz. Sie überlegte, ob sie unter diesen Umständen vielleicht das dreibeinige Kamel mit dem gepunkteten Vogel zusammenspannen könnte. Da trat ihr Vater aus dem Arbeitszimmer.

»Hast du kurz Zeit, Große?«, fragte er. »Ich möchte dir was zeigen.«

Sie legte das Kamel und den Vogel weg und folgte ihm. Sie hätte auch einen Kopfstand gemacht, wenn er sie darum gebeten hätte.

Ihr Vater ging zum Schreibtisch. Er setzte sich, nickte und lächelte. Eigentlich gab es keinen rechten Grund, sie zu holen; er wollte sie einfach eine Weile um sich haben. Seit ihre vier Brüder im Krieg waren, rief er Margery oft zu sich. Oder er trödelte am Fuß der Treppe herum, als suche er etwas, ohne zu wissen, was. Seine Augen waren die gütigsten, die man sich denken kann, und seit er oben am Kopf eine kleine Glatze hatte, sah er irgendwie nackt aus.

»Ich glaube, ich habe da was Interessantes für dich, Große«, sagte er. »Nicht gerade die Sensation, aber es könnte dir gefallen.«

Nach einer solchen Ankündigung holte er sonst immer etwas hervor, das er im Garten gefunden hatte. Heute schlug er stattdessen ein Buch auf, das den Titel trug: *Unglaubliche Geschöpfe*. Es sah imposant aus, wie die Bibel oder eine Enzyklopädie, und darüber schwebte ein Geruch nach alten Dingen. Es konnte aber auch sein, dass der Geruch von ihm ausging. Margery stand neben ihm und musste sich sehr beherrschen, um nicht zappelig zu werden.

Auf der ersten Seite war die Zeichnung eines Mannes zu sehen. Sein Gesicht und seine Arme waren normal, aber anstelle von Beinen hatte er einen grünen Nixenschwanz. Margery staunte. Das nächste Bild war genauso seltsam. Ein Eichhörnchen wie die im Garten, aber es hatte Flügel. Und so ging es weiter, Seite um Seite, ein unglaubliches Geschöpf nach dem anderen.

»Schau dir das mal an«, sagte ihr Vater immer wieder. »Du meine Güte! Schau dir diesen Burschen an, Margery!«

»Gibt es die in echt?«

»Könnte sein.«

»Sind die in einem Zoo?«

»Nein, mein Schatz. Vielleicht leben diese Geschöpfe irgendwo, aber sie sind noch nicht gefunden worden. Es gibt Menschen, die an ihre Existenz glauben, aber keines dieser Geschöpfe wurde bisher gefangen, also ist ihre Existenz nicht bewiesen.«

Margery hatte keine Ahnung, wovon er redete. Bis zu diesem Moment hatte sie angenommen, dass alles auf der

Welt schon gefunden war. Sie war noch nie auf die Idee gekommen, dass es auch anders ablaufen könnte. Dass man ein Bild in einem Buch sah – dass man sich etwas vielleicht auch nur vorstellte – und sich dann auf die Suche danach machte.

Ihr Vater zeigte ihr den Yeti aus dem Himalaya, das Ungeheuer von Loch Ness, das patagonische Riesenfaultier. Da gab es den irischen Elch mit einem Geweih groß wie Flügel. Den südafrikanischen Quagga, der vorn ein Zebra war, aber hinten gingen ihm die Streifen aus, und er wurde zum Pferd. Den Riesenalk, den löwenschwänzigen Affen, den Queensland-Tiger. So viele unglaubliche Geschöpfe überall auf der Welt, die noch keiner gefunden hatte.

»Glaubst *du* denn, dass es die in echt gibt?«, fragte Margery.

Ihr Vater nickte. »Inzwischen finde ich den Gedanken, wie viel wir nicht wissen, ganz tröstlich«, sagte er. »Wir wissen ja fast alles nicht.« Nachdem er diese etwas verquere Weisheit von sich gegeben hatte, blätterte er weiter um. »Ah!«

Er deutete auf einen Punkt. Einen Käfer.

Na, das war ja gar nichts. So klein und gewöhnlich. Margery begriff nicht, was der in einem Buch voller *Unglaublicher Geschöpfe* zu suchen hatte, egal, ob gefunden oder nicht gefunden. Auf so was trat sie drauf, ohne es zu merken.

Ihr Vater erklärte, der Kopf eines Käfers heiße Kopf, der Mittelteil Thorax und die untere Hälfte Abdomen. Käfer hätten zwei Paar Flügel – ob sie das schon gewusst habe? Ein zartes Flügelpaar Sorge dafür, dass Käfer tatsächlich fliegen können, ein zweites, hartes Paar Deckflügel schütze das erste. Es gebe mehr Arten von Käfern auf Gottes Erd-

boden als bei allen anderen Spezies, und alle seien bemerkenswert einzigartig.

»Der sieht aber ziemlich schlicht aus«, bemerkte Margery. Sie hatte mitbekommen, dass ihre Tanten sie, Margery, als »schlicht« bezeichnet hatten. Im Gegensatz zu ihren Brüdern, die »prachtvoll waren wie Rappen«.

»Ach was. Schau doch mal genauer!«

Er blätterte zur nächsten Seite um, und da gab es Margery einen Ruck.

Da war er wieder, der Käfer, aber diesmal etwa zwanzigfach vergrößert. Und sie hatte sich geirrt. Sie hatte sich so sehr geirrt, dass sie nun ihren Augen kaum traute. In Groß war dieses schlichte kleine Wesen alles andere als schlicht. Der Körper, ein perfektes Oval, war überall aus Gold, ein einziges helles Leuchten. Goldener Kopf, goldener Thorax, goldenes Abdomen. Sogar die winzigen Beinchen waren golden, als hätte die Natur ein Schmuckstück genommen und es zu einem Insekt umgeformt. Der Käfer war viel prächtiger als ein Mann mit Nixenschwanz.

»Der Goldene Käfer von Neukaledonien«, sagte ihr Vater. »Stell dir vor, wie es wäre, ihn zu finden und nach Hause zu bringen.«

Bevor sie weitere Fragen stellen konnte, klingelte die Türglocke, und ihr Vater erhob sich vorsichtig. Er schloss die Tür behutsam hinter sich, als wäre sie ein empfindendes Wesen, und ließ Margery mit dem Käfer allein. Sie streckte den Finger aus und tippte auf ihn.

»Alle?«, hörte sie ihn in der Diele sagen. »Wie? Alle?«

Bis jetzt hatte Margery die Liebe ihres Vaters zu Insekten nicht geteilt. Er war oft mit dem Fangnetz im Garten, aber solche Dinge unternahm er nur mit ihren Brüdern.

Doch als ihr Finger den goldenen Käfer berührte, ereignete sich etwas: Ein Funke schien überzuspringen, und ihre Zukunft lag offen vor ihr. Ihr wurde am ganzen Körper heiß und kalt. Sie würde den Käfer finden. So einfach war das. Sie würde nach Neukaledonien reisen, wo immer das war, und ihn nach Hause bringen. Sie fühlte sich wie vom Blitz getroffen, als wäre der obere Teil ihres Schädels abgeplatzt. Sie sah sich auf einem Maulesel vorneweg reiten, ein Assistent hinter ihr trug ihr Gepäck.

Doch als Reverend Tobias Benson zurückkehrte, schien er sich nicht mehr an den Käfer zu erinnern und schon gar nicht an Margery. Langsam ging er zum Schreibtisch und wühlte Papiere durch, hob sie auf und legte sie wieder hin, als wäre nicht das Richtige dabei. Er nahm einen Briefbeschwerer in die Hand, dann einen Füller. Er stellte den Briefbeschwerer dort ab, wo der Füller gelegen hatte, und schien keine Ahnung zu haben, wohin nun mit dem Füller. Gut möglich auch, dass er völlig vergessen hatte, was ein Füller war. Er starrte nur vor sich hin, Tränen rannen ihm über das Gesicht.

»Alle?«, sagte er. »Wie? Alle vier?«

...

ENGLAND,
ANFANG SEPTEMBER 1950

Wo ist Enid Pretty?

Bahnhof Fenchurch Street, 19. Oktober 1950, Punkt neun Uhr. Von Enid Pretty keine Spur. Niemand stand unter der Bahnhofsuhr außer Margery mit ihrem Tropenhelm und ihren Stiefeln. Sie hielt ihr Fangnetz wie einen überdimensionierten Lutscher und blickte verstohlen nach links und nach rechts, um sich zu vergewissern, ob die Luft rein war, das heißt, frei von Polizisten.

Am Abend vorher hatte sie keinen Bissen hinuntergebracht. Obwohl es Verschwendung war, kratzte sie ihr Essen vom Teller in den Mülleimer. Die Nacht wurde noch schlimmer. Sie schlief immer nur kurz ein und schreckte dann wieder hoch. Dabei hatte sie nur einen einzigen Traum: Sie träumte in Endlosschleife, dass ihre Uhr kaputtging. Sie wäre weniger erschöpft gewesen, wenn sie sich im Bett aufgesetzt und die ganze Nacht gegen die Wand gestarrt hätte. Als sie dann morgens hinausging, um auf ein Taxi zu warten, sah sie zu ihrem leeren Fenster hoch und spürte einen Augenblick lang ein Verlustgefühl. Sie war überzeugt, dass sie dieses Fenster zum letzten Mal sah. Dann bemerkte sie jemanden auf der anderen Straßenseite und ging rasch weiter, damit er nicht auf die Idee kam, sie bräuchte Hilfe.

Der Bahnhof war ein einziges Chaos: Menschenmassen,

die es eilig hatten, rangierende, Dampf ablassende Lokomotiven, Pfiffe, Türensclagen, darüber Tauben, die mit Flügelgeknatter zu den Dachträgern hinaufflogen. Überall Ruß und Rauch. Mehreren Leuten fiel Margerys Helm auf, sie gingen langsamer und besahen sich das Ding genauer – Margery hätte ebenso gut eine Obstschale aufsetzen können. Fünf Minuten verstrichen. Zehn. Auf der anderen Seite des Bahnsteigs stand nervös rauchend eine kleine, zierliche Frau mit Haaren wie hellgelbe Zuckerwatte. Viertel nach neun. Um halb fuhr der Zug ...

Aber da kam Enid Pretty ja endlich! Eine adrette Frau mit einem Koffer und vernünftigen Schuhen eilte auf die Bahnhofsuhr zu, als ginge es um Leben und Tod. Margery schwenkte ihr Fangnetz: »Miss Pretty! Miss Pretty!«

Die Frau fing Margerys Blick auf und erblasste. »Tut mir leid, ich kenne Sie nicht. Ich bin nicht Miss Pretty. Halten Sie mich bitte nicht auf.« Und sie hastete weiter.

Inzwischen hatte sich eine kleine Menschenmenge angesammelt und wartete, dass Margery etwas noch Unterhalt-sameres darbieten würde. Dass sie zum Beispiel durch einen Feuerreifen springen oder eine Säge hervorzaubern würde, mit der sie sich dann selbst halbierte. Margery wusste nicht, wohin sie blicken sollte.

»Marge?« Die Frau mit dem gelben Haar bemerkte sie erst jetzt. Sie zog etwas aus der Jackentasche, das sich als pinkes Hütchen entpuppte, und klatschte es sich auf den Kopf. »Bist du das?«

Margery hatte das Gefühl, die Welt stünde still. Sogar die Tauben. Sogar die Uhr. Die kleine Schar vor ihr wandte die Köpfe, um die Gelbhaarige in Augenschein zu nehmen, die jetzt mit einiger Mühe nicht einen, sondern drei gewal-

tige Koffer und dazu einen kleinen roten Handkoffer auf-sammelte. Dann drehten sich die Leute wieder zu Margery und starrten auf ihren Tropenhelm, als wäre zwischen den beiden Frauen eine Leine gespannt, deren Sinn sich niemandem erschloss. Margery sah nichts als aufgerissene Augäpfel, die sich hin und her drehten.

»Marge!«, rief die Frau ein zweites Mal. »Ich bin's!«

Margery fragte sich, ob es zu spät wäre, so zu tun, als wäre sie jemand anderer. Eine Frau, die zufällig für eine ganz andere Person ein Insektenfangnetz dabei hatte. Sie stopfte es unter ihren Mantel, bis ein wohlmeinender Mitbürger rief: »Da drin werden Sie nicht viel fangen!«

Alle fanden das wahnsinnig komisch.

Inzwischen stöckelte die kleine Frau über den Bahnsteig, vom schweren Gepäck so behindert, dass sie Margery nur mit dem Fuß zuwinken konnte. Ihr Haar war steif hoch-toupiert und das kecke Hütchen darauf als Sonnenschutz ungefähr so nützlich wie ein Bierdeckel. Sie trug ein grell-pinkes Reisekostüm, das ihre aufreizenden Rundungen be-tonte, und winzige Sandalen mit einem Pompon an der gro-ßen Zehe; ihre lackierten Nägel sahen aus wie Bonbons mit flüssigem Kern. Eine blonde Sexbombe, allerhöchstens fünf-undzwanzig, und Margery war alt genug, um vielleicht nicht ihre Mutter, aber doch ihre altjüngferliche Tante zu sein.

»Was gibt's denn da zu glotzen?«, fuhr Enid die versam-melten Gaffer an, die klugerweise sofort mit Glotzen auf-hörten und sich zerstreuten.

Als die Blondine, die nur halb so groß war wie Margery, dicht vor ihr stand, musste sie zu ihr aufschauen, um mit ihr zu sprechen. Sie hatte so viel Make-up aufgetragen, dass ihre Haut orange getönt war. Ihr Mund war im Kontrast

dazu grellpink, die Wimpern dicht und schwarz. Und ihre Haare erst! Die waren so lichtgelb, dass man Enid auch noch im Stockdunkeln hätte finden können. Das einzige Natürliche an ihr waren die Augen: dunkelgrün mit winzigen goldenen Sprenkeln.

»Enid Pretty«, stellte sie sich fröhlich vor, als wäre sie auf einer Party angekommen.

Margery war sprachlos. Die Chance, dass diese Frau sich unauffällig in die Umgebung einfügen würde, war geringer als Margerys Chance auf einen Schönheitspreis. Die Schmach des Wartens, der schreckliche Schlag, den Miss Hamilton ihr versetzt hatte, und weitere, noch ältere Verletzungen, die so tief in die Vergangenheit zurückreichten, dass sie sie nicht benennen konnte, all das ballte sich zu dem niedrigen Verlangen zusammen, auf Enid loszugehen und sie zu demütigen, als sei es völlig normal, auf Bahnhöfen einen Tropenhelm zu tragen, und völlig abwegig, ohne einen solchen herumzulaufen.

Sie deutete auf das Ding auf Enids Kopf, das so tat, als wäre es ein Hut. »Was soll das sein?«

»Wie, wo, was bitte?«

»Was tragen Sie denn da?«

Enid blinzelte. »Na, Klamotten halt.« Sie war ein einziges Fragezeichen.

»Es geht hier nicht um einen Billigbadeurlaub, sondern um eine Exkursion in den Südpazifik. Die Stelle ist nicht mehr verfügbar.«

Margery drehte sich um und wollte ihr Gepäck nehmen, doch Enid packte sie am Ellbogen. Sie war überraschend kräftig für eine so kleine, schrille Person. »Bitte«, zischte sie. »Komm mir nicht so, Marge.«

Das sagte sie in einem Ton, als wären sie seit Jahren befreundet, als bocke Margery herum wie schon so oft und solle wenigstens einmal im Leben ein bisschen freundlicher sein. Margery riss sich los und griff nach ihrer Gladstone-tasche.

Doch beim verzweifelten Versuch, dieser Person zu entfliehen, machte sie eine ruckartige Bewegung und löste damit einen stechenden Schmerz in ihrer Hüfte aus. Sie krümmte sich und glaubte einen schrecklichen Moment lang, ihr Bein würde abfallen. Allein das Atmen tat schon weh. Enid beugte sich dicht zu ihr.

»Marge? Warum machst du nicht ein bisschen flotter? Wir müssen uns beeilen. Was ist los?«

»Nichts. Nur die Hüfte.«

»Die Hüfte?«, rief Enid, als wäre Margery nicht nur bewegungsunfähig, sondern auch stocktaub.

»Die blockiert ab und zu.«

»Soll ich mal draufhauen?«

»Bloß nicht. Bitte. Bitte hauen Sie nicht auf meine Hüfte. Sonst stürze ich noch.«

Enid sah zu den Bahnsteigen hinüber. »Wir müssen uns beeilen, Marge. Wir dürfen unseren Zug nicht verpassen.« Dann kam ihr blitzartig eine Idee, und sie sagte: »Okay. Ich regle das. Einen Moment.«

Bevor Margery protestieren konnte, war Enid auf und davon; ihre Beine bewegten sich wie Scherenklingen – ihr pinker Rock war kaum breiter als ein Gürtel. Ihr umfangreiches Gepäck ließ sie zurück. Ein Zeitungsjunge rief die Schlagzeilen aus: »Norman Skinner kommt für Mord an Callgirl an den Galgen!« Eine Schar Leute stob herbei, um die neueste Zeitungsausgabe zu kaufen. Die Geschichte

war seit Wochen in der Presse, und die Leute kriegten immer noch nicht genug davon.

»Marge! Marge!«

Enid kam zurück, einen enthusiastischen jungen Träger samt Wagen im Schlepptau. »Oh, was sind Sie doch für ein gescheiter, starker junger Mann! Ohne Sie würden wir das nie schaffen«, säuselte sie, schnappte sich aber das leichteste Gepäckstück selbst, ihren roten Handkoffer, bevor er danach greifen konnte.

»Ihr Zug geht in fünf Minuten«, sagte er. »Wir müssen einen Spurt hinlegen.«

Spurten wäre eine gute Idee gewesen, aber Margery saß nach wie vor fest.

»Immer noch?«, fragte Enid.

Was als Nächstes kam, grenzte an einen Überfall mit Körperverletzung. Enid sprang hinter Margery, packte sie mit einer Bärenkraft um die Taille und hob sie mit einem Ruck in die Höhe. In Margerys Hüfte schlugen Flammen hoch. Aber dann war der Schmerz – oh Wunder – wie weggeblasen. Als hätte sich in Margery ein Kanal geöffnet und der Schmerz wäre durch ihre Zehenspitzen hinausgefahren.

»Besser?«, fragte Enid und klopfte ihre Handschuhe aus.

»Ich glaube, ja.«

»Wir müssen uns beeilen. Wir haben noch drei Minuten.«

Sie gaben ein lächerliches Paar ab, wie sie dem Träger hinterherjagten: ein brauner Vogel Strauß und ein Kanarienvogel mit pinkem Hütchen. Margery rang nach Luft, doch es entging ihr nicht, wie die Männer Enid anstarrten,

als sie im Eiltempo an ihnen vorbeiwackelte; sie umklammerte den Griff ihres Handkoffers mit beiden Händen und hielt ihn vor sich wie einen Motor, der sie vorwärts zog. Entweder bemerkte sie die viele Aufmerksamkeit nicht, oder sie war so daran gewöhnt, dass sie es für selbstverständlich hielt, wenn Männer stehen blieben und gafften. Der Schaffner hob schon die Fahne, als sie an der Schranke vorbeisausten und den Zug erreichten.

»Bitteschön, Ladys«, sagte der Träger und riss die erstbeste Tür auf. »Soll ich diese Tasche wirklich nicht für Sie reinstellen?«

»Nein, danke.« Enid nahm den Handkoffer in die eine Hand, um mit der anderen Margery zu helfen. (»Danke, aber ich kann das allein«, lehnte Margery ab und hievte sich mühsam die Stufen hinauf.)

Kaum schlug die Tür zu, da ertönte der Pfiff, und der Zug fuhr los.

»Also weißt du was, du hättest das Ding sehen sollen. Ich hab zu ihm gesagt, *Sie glauben doch nicht*, sag ich, *dass ich das kaufe! Dieser Hut*, sag ich, *das ist doch gar kein Hut! Das ist ein Helm! So was trag ich nicht!*«

Oder: »Ich kannte mal eine Frau, das ist wirklich wahr, Marge, und als sie gestorben ist, hatte sie einen Wurm im Bauch, so lang wie ein Gartenschlauch!«

Margery war nie sehr gesprächig gewesen. Sie hatte immer das Gefühl, bei anderen besser anzukommen, wenn sie sich auf Briefe und Karten beschränkte. Einmal hatte sie einen Briefwechsel mit einer anderen Käferbegeisterten geführt, doch damit war Schluss gewesen, sobald sie sich zum Tee getroffen hatten. »Ich dachte, Sie wären ein

Mann«, hatte ihre Briefpartnerin gesagt. (»Aber ich heiße Margery«, hatte Margery eingewandt.) Danach wollte die Dame sich nicht mehr über Käfer unterhalten, zerkrümelte nur noch ihr Gebäckteilchen und ging. Enid Pretty war Margerys Gegenpol: Nachdem sie sicher im Zug saßen, hörte sie nicht mehr auf zu plappern, als wäre in ihr ein Schalter auf »SPRECHEN« gestellt. Und solange Margery nicht herausfand, wie man sie auf »STUMM« schaltete, würde Enid für immer und ewig weiterreden. Quassel, quassel, quassel. Und das meist völlig zusammenhanglos. Wie eine Besessene sprang sie von einem Thema zum nächsten, redete ohne Punkt und Komma. Gleich mehrfach sagte sie, sie könne gar nicht fassen, dass Margery eine echte Forscherin vom Natural History Museum sei – ohne Margery eine Chance zu geben, dies zu korrigieren –, und dass sie jetzt um die halbe Welt reisten. Sie handelte Tropenhelme ab, grauenerregende Parasiten, das Wetter, Mr. Churchill, die Rationierung, noch einmal das Wetter sowie ihre persönliche Biographie. Ihre Mutter und ihr Vater – wunderbare Menschen! – waren beide an der Spanischen Grippe gestorben, als Enid noch ganz klein gewesen war – wie furchtbar traurig! –, und Enid war von Nachbarn großgezogen worden. Und was noch schlimmer war: Sie brachte Margerys Namen nicht über die Lippen, sondern nannte sie »Marge«, kurz für Margarine, als wäre Margery eine Butter-Alternative. Dann drängte eine Frau mit einem Kleinkind vorbei, und Enid wechselte schlagartig das Thema.

»Babys! Bring mich bloß nicht auf Babys!«

»Nein«, sagte Margery. Sie wollte Enid auf gar nichts bringen, höchstens zum Schweigen. Zu spät: Enid legte schon los.

»Ich liebe Babys. Vielleicht, weil ich selbst keine Familie hatte. Ich hatte eine Zwillingsschwester, aber die ist bei der Geburt gestorben. Mein Mann meinte, das wäre der Grund, warum ich so viel rede ...«

»Pardon – Sie sind verheiratet?« Margery platzte mit der Frage erst ein paar Sekunden später heraus, während Enid so schnell weitersprach, dass man glauben konnte, sie würde in Zungen reden.

»Habe ich das in meinem Brief nicht erwähnt?«

»Dass Sie einen Mann haben? Nein. Davon haben Sie nichts gesagt.«

Enid stockte. Sie wurde blass. Sie sah geradezu angeschlagen aus. »Na, egal. Er ist weg.«

»Wo ist er denn?«

»Wie, wo, was bitte?«

»Ist er beruflich unterwegs?«

Zu Margerys Verwirrung füllten sich Enids Augen mit Tränen, so dass die goldenen Sprenkel noch sprenkeliger wirkten. »Richtig!«, sagte sie. »Er ist beruflich unterwegs.«

Dann startete sie wieder durch und erzählte eine Schauergeschichte von einem Hund, den sie mal gesehen hatte. Er war an einer Mauer angekettet und fraß seine eigene Pfote. Anscheinend konnte Enid nichts erleben, ohne das Bedürfnis zu verspüren, es anderen Menschen mitzuteilen, bis ins zermürend kleinste Detail. Draußen am Fenster klebten Regentropfen wie Perlen, die sich weiter zerteilten und die Scheibe tüpfelten. Dahinter zog eine düstere Häuserreihe nach der anderen vorbei. Verwahrloste Schrebergärten, in denen Unterwäsche auf der Leine hing, neben zusammengezimmerten Plumpsklos. Margery konnte sich nicht vorstellen, wie sie eine fünfwöchige Schiffsreise mit

Enid Pretty überleben sollte, von einer Bergbesteigung ganz zu schweigen. Als sie Tilbury erreichten, hatten sich in ihr bereits Mordgelüste aufgestaut. Wenn sie Enid lautlos und unbemerkt hätte um die Ecke bringen können, dann hätte sie es getan.

Eine riesige Menschenmenge drängte sich in der Abreisehalle. Man konnte kaum glauben, dass diese Leute alle nach Australien passen würden, geschweige denn auf die RMS *Orion*. Der Dampfer lag draußen im Hafenbecken, das schiere Gegenteil des Chaos in der Halle: massiv und solide, mit einem senfgelben Rumpf und einem ebensolchen Schornstein. Die Bullaugen waren erleuchtet wie eine nächtliche Stadt, obwohl es noch helllichter Tag war.

Enid warf einen Blick über die Schulter, als wolle sie sich nach Bekannten umsehen. »Um die Sache noch mal klarzustellen«, setzte sie an. Sie musste schreien, um sich verständlich zu machen. »Wir überqueren den Ozean bis zur anderen Seite der Erdkugel, um einen Käfer zu suchen, den es gar nicht gibt?«

»Niemand hat ihn bisher gefunden. Man hat ihn nur gesichtet.«

»Ist das nicht dasselbe?«

»Nein, Mrs. Pretty. Ein Lebewesen existiert so lange nicht, bis es gefangen und dem Natural History Museum übergeben worden ist. Wenn das Natural History Museum den Käfer angenommen hat, meine Beschreibungen und Aufzeichnungen geprüft hat und zu dem Schluss gekommen ist, dass es sich um eine echte neue Art handelt, dann bekommt er einen Namen. Erst dann existiert er.«

»Obwohl wir ihn längst gefunden haben?«

»Ja.«

»Dann gehen wir also einen Käfer suchen, den es gar nicht gibt?« Das warf sie zurück auf null. Zum Glück erschien ein Zollbeamter und lenkte Enid ab. »Der wird uns doch aufs Schiff lassen, oder?«

Margery lächelte. Nicht etwa, weil sie Enid zu mögen begann. Sondern weil sie in diesem Moment das seltene Vergnügen erlebte, sich selbst zu mögen. Auf der Suche nach einem Käfer um die halbe Welt zu reisen erschien ihr plötzlich als etwas sehr Einfaches und Schönes.

»Selbstverständlich. Alles, was Sie brauchen, ist Ihr Pass, Mrs. Pretty.«

Enid wurde grau wie kalter Porridge. »Wie, wo, was bitte?«

Die Anreise ist schon das halbe Vergnügen

Fast den Zug nach Tilbury zu verpassen, war schon nervenaufreibend genug gewesen. Aber fast den Dampfer zur anderen Seite der Erdkugel zu verpassen, war noch einmal eine andere Nummer.

Margery hatte nicht vor, auf Enid Pretty zu warten. Sie war fest gewillt, das Schiff ohne sie zu besteigen; ihr schien, Fortuna sei zu ihrer Rettung herbeigeeilt. Als Enid zu einem Gespräch in einen gesonderten Raum geführt wurde, nahm sich Margery die Zeit, um dem Zollbeamten hilfreich gemeinte Erklärungen zu liefern: dass sie dieser Frau gerade erst begegnet sei und von einer Freundschaft nicht die Rede sein könne. Der Zollbeamte verschränkte die Arme und fragte, warum sie dann miteinander reisten, wenn sie einander gar nicht kannten.

Und damit wurde Margery selbst zu einem Gespräch in einen gesonderten Raum geführt.

»Warum sind zwei Frauen auf Ihrem Passfoto?«, wollte der Zollbeamte wissen, als er ihre Papiere prüfte. Der Raum war nicht größer als ein Zeitungsstand. Der Beamte schielte. Margery wollte höflich sein, hatte aber keine Ahnung, in welches Auge sie blicken sollte. »Handelt es sich bei der anderen Frau um die Blonde?«

»Nein.«

»Sie sieht aber genauso aus.«

»Sie sieht überhaupt nicht so aus. Die Frau auf dem Foto hat braunes Haar. Ich bin ihr noch nie begegnet. Sie ist einfach in die Fotokabine hineingeplatzt.«

»Noch eine Frau, der Sie noch nie begegnet sind? Kommt das bei Ihnen öfter vor?«

Dann fragte er sie, ob sie ihre Uhr, ihren Helm und ihre Stiefel ablegen wolle. Margery war klug genug, um diese Fragen nicht als Fragen zu interpretieren, aber sie hatte die Schnürsenkel aus Sicherheitsgründen doppelt verknotet, und es war schwierig, die Stiefel von den Füßen zu bekommen. »Die gehören nicht einmal mir«, sagte sie, um Zeit zu schinden.

»Ach?«, sagte er, »sind die gestohlen?«

Später wurde ihr klar, dass diese Frage als Scherz gemeint war, aber erst einmal wurde Margery feuerrot und bestritt diese Möglichkeit dermaßen oft, dass sie sich anhörte wie Petrus nach dem Letzten Abendmahl.

Zwei Polizisten kamen herein und unterzogen ihre Gladstonetasche mit der Sammelausrüstung einer Inspektion, ohne Margery auch nur zu grüßen. Als sie fast die Flasche mit dem Ethanol fallen ließen, entfuhr Margery ein Aufschrei, nicht nur, weil es ihre einzige Flasche war, sondern weil die Menge an Konservierungsflüssigkeit in einem Raum dieser Größe ausreichen würde, um sie alle vier bewusstlos zu Boden sinken zu lassen. »Sie sind offenbar nervös«, stellte einer der Polizisten fest. Margerys Haaransatz begann, vor Schweiß zu kribbeln, ihr Herz raste, als würde sie bergauf rennen. »Man könnte meinen, ich hätte etwas verbrochen!« Sie lachte. »Man könnte meinen, ich hätte einen Mord begangen!« Aber Komik war noch nie ihre

starke Seite gewesen, und sie klang, als hätte sie sich tatsächlich beides zuschulden kommen lassen. »Als Nächstes legen Sie mir noch eine Schlinge um den Hals!« Die Polizisten hörten auf, die Tötungsgläser zu untersuchen, und starrten Margery unverhohlen an, auch der erste Zollbeamte, wobei er ein Auge auf ihren Kopf und das andere auf ihre Füße richtete.

Dann hörte sie Enid im Nebenraum lachen. Die Tür ging auf, und ein weiterer Mann quetschte sich herein. Sardinien hatten es in ihrer Dose geräumiger. Er flüsterte etwas, was die anderen zum Grinsen brachte. »Ihre Freundin ist vielleicht 'ne Marke«, sagte der Neuankömmling. Margery wollte die Männer schon daran erinnern, dass Enid keine Freundin von ihr war, besann sich dann aber eines Besseren. »Und nun ab mit Ihnen!«, sagte er. Sie bekam ihre Stiefel, ihre Uhr und ihren Helm zurück, und die Polizisten packten alles wieder so sorgfältig in ihre Gladstonetasche, dass sie hätte weinen können. Und damit fand das allererste Polizeiverhör in Margerys Leben ein rasches und wundersames Ende.

Als die Tür zum Nebenraum aufging und Enid herausgestürzt kam, an ihren Knöpfen fummelnd, die Wangen rot wie Leuchtugeln, konnten sie wieder nur rennen. »Schnell!«, rief sie. »Mir nach!«

»Nicht schon wieder«, stöhnte Margery. Das Getetze, das Gerempel, das alles kam ihr reichlich bekannt vor. Enid packte ihre Koffergriffe, als wären sie Kinderhände, und schoss zur Tür hinaus. Draußen auf dem Pier drängten sich Massen von Menschen, schwenkten Luftballons und riefen zum Schiff hinauf. Die beiden Frauen stießen überall auf Hindernisse; es war, als müssten sie durch eine Wand hin-

durch. Eine Blaskapelle spielte, Wimpel flatterten, eine Frau schluchzte herzerreißend, und obendrein regnete es auch noch, ein Abschiedsgruß jenes feinen britischen Regens, der an der Haut klebt wie Nebel und einen innerhalb von Minuten bis auf die Knochen durchnässt.

»Untersteh dich, ohne uns zu fahren!«, schrie Enid. Ihre Drohung schien der RMS *Orion* höchstselbst zu gelten. Schon kam ein Matrose mit der Kette, um die Gangway zu schließen; das Nebelhorn tutete. Das Schiff würde jeden Moment ablegen. »Halt! Sofort Halt!«, brüllte Enid.

Margery trabte in Enids Schlepptau vorwärts. In beiden Beinen loderte der Schmerz von den Hüften bis zu den Zehen. Sie rang angestrengt nach Luft, aber ihre Lunge ließ sie im Stich. Ihre Gladstonetasche war beträchtlich schwerer als ihr Koffer, sie wechselte sie von einer Hand zur anderen, bis sie nicht mehr sagen konnte, was besser war, der pochende Schmerz im rechten Arm oder das scharfe Stechen im linken.

»Wart auf uns! Wartel!«, schrie Enid dem Matrosen zu. Als er die Frauen erblickte, ließ er die Kette fallen und rannte nach unten, um ihnen zu helfen. Enid spurtete an ihm vorbei.

»Ich schaff's schon, Darling«, rief sie ihm über die Schulter zu. »Hilf der Lady hinter mir.«

Trotz des scheußlichen Wetters standen alle dicht an dicht auf den Decks. Als das Schiff davonzugleiten begann, stimmte die Kapelle »Rule Britannia« an, und die Passagiere schleuderten Hunderttausende Luftschlangen hinunter, die das Hafenbecken mit einem riesigen Netz überzogen. Enid juchzte und warf Kuschhände in die Luft, die aber vermutlich niemandem galten, den sie persönlich

kannte. »Bye!«, rief sie. »Bye-bye, alte Heimat!« Margery blieb auf dem Deck stehen und sah zu, wie sich alles Vertraute entfernte und seine Gestalt verlor, der Hafen, die Küste, die Fischerboote, bis England nur noch ein kleiner grauer Hut am Horizont war. Sie war unterwegs! Endlich tat sie das, wovon sie als Kind geträumt und was sie in ihren Zwanzigern aufgegeben hatte. Tief im Inneren war sie ganz aufgewühlt vor Aufregung, denn ihr Traum wurde nun tatsächlich wahr. Sie konnte es selbst noch kaum glauben. Es passiert so leicht, dass man sein Leben mit Dingen verbringt, für die man kein bisschen brennt, und dass man dabeibleibt, auch wenn man gar nicht will und es einem nicht guttut. Aber jetzt war die Zeit des Träumens und Wünschens vorbei, jetzt war sie auf großer Fahrt. Sie reiste zur anderen Seite der Welt. Nicht nur das Schiff hatte den Anker gelichtet, sondern auch sie selbst.

Enid schnappte sich einen gutaussehenden Steward, damit er ihnen mit dem Gepäck half. (»Ach, das ist ja so lieb von Ihnen!«, flötete sie. »Sie sind eine große Hilfe! Danke, Sweetheart! Die rote Tasche nehme ich selbst!«) Er berichtete ihnen von den wunderbaren Dingen, die sie an Bord unternehmen könnten. Da gab es nicht nur das Gratisessen und den Pool, sondern auch ganz viele Clubs und Aktivitäten. Die Anreise sei schon das halbe Vergnügen. Er zeigte ihnen die langen Reihen gelber Liegestühle auf dem Deck und wies auf eine ganze Galerie mit Läden hin; es gab einen Friseur, ein Kino und sogar einen Tanzsaal. Enid zog immer wieder geräuschvoll die Luft ein und gackerte wie ein Huhn beim Eierlegen. Gelb sei die Farbe der Reederei, sagte er. Kein anderes Schiff habe einen so gelben Schornstein wie die RMS *Orion*.

Enid lachte. »Passt zu meinem Haar!«

»Genau!« Er erwiderte ihr Lachen.

Dann erzählte sie ihm alles, was sie über den goldenen Käfer wusste – offensichtlich nicht sehr viel, worin sie aber kein Hindernis sah. Marge sei eine Forscherin vom Natural History Museum, erklärte sie. »Und ich bin ihre Assistentin! Wir gehen auf die Abenteuerreise unseres Lebens!«

»Ich könnte Ihnen auch was Abenteuerliches zeigen!«

»Na, na, Seemann! Nicht so frech!«

So stiegen sie langsam in die Touristenklasse ab, unterhielten sich ausschließlich mit Ausrufezeichen und polterten mit dem Gepäck so viele Treppen hinunter, dass man meinen könnte, sie wollten zum Meeresgrund. Schließlich blieb der Steward vor einer Kabine stehen.

»Das ist *unsere* Kabine?«, fragte Margery.

»Oh! Ist die nicht wunderschön?«, juchzte Enid.

Der Raum, den sie die nächsten fünf Wochen miteinander teilen sollten, war klein. Winzig klein. Schon für einen Alleinreisenden wäre es hier eng geworden, aber für eine Person von stattlicher Größe und ihre leicht erregbare, pausenlos quasselnde Assistentin war der Raum weniger eine Kabine als vielmehr ein Wandschrank. Er hatte keinerlei Ähnlichkeit mit der Kabine in der Broschüre. Und nach der Kälte draußen war es hier drinnen erstickend heiß. Nach ein paar Sekunden musste Margery ihren Mantel aufknöpfen; sie bedauerte sehr, dass sie ein wollenes Unterhemd angezogen hatte.

Auf der einen Seite stand ein Stockbett, auf der anderen gab es einen Kleiderständer, einen winzigen Schrank, ein winziges Waschbecken, einen gelben Stuhl und einen winzigen Schreibtisch, einen Spiegel und eine Wandleuchte.

An der Decke drehte sich langsam ein Ventilator, der die Luft nicht wirklich abkühlte, sondern nur von der einen Hälfte der Kabine zur anderen schaufelte. Die Toiletten und Duschen sowie ein Waschraum befanden sich am Ende des Gangs. Das Schiff machte einen plötzlichen Ruck, so dass sie alle drei zur Seite geschleudert wurden; Enid landete in den Armen des Stewards. »Au!«, rief sie, als hätte er sie gezwickt. »Hände weg, Seemann!«

»Ha-ha-ha«, lachte der Steward. »Ich wette, Sie wissen, wie man Spaß hat.«

Als er gegangen war, herrschte eine unbehagliche Stimmung in der Kabine, als hätte Enid etwas ausgezogen, was sie nicht hätte ausziehen sollen. Margery hängte ihre drei Kleider auf und stapelte ihre Bücher auf dem Schreibtisch. Sie informierte Enid, dass sie unten schlafen würde, aber Enid war so damit beschäftigt, das Schloss an der Tür auszuprobieren, dass sie nicht antwortete und Margery alles zweimal sagen musste.

»Ich nehme die linke Schrankhälfte«, fuhr sie fort und schubste Enids Gepäck zur Seite, um vorbeizukommen. In der Kabine wirkten Enids Koffer noch größer, wie Säрге für Dinosaurierbabys. »Sie können die rechte Hälfte benutzen. Platz ist ein Problem, wie man sieht.«

»Ich finde es prima hier«, erklärte Enid, sichtlich zufrieden mit den Sicherungsvorrichtungen an der Tür.

»Es wird schwierig werden. Ich schlage vor, dass wir uns an ein paar Regeln halten.«

»Wie, wo, was bitte?«

»Das wird meine Hälfte sein.« Margery deutete auf die linke Seite der Kabine, die sie für sich bestimmt hatte. »Das ist Ihre.« Konkret bedeutete das, dass sie den Schrank und

die Lampe in der Mitte teilten und Margery den Tisch besetzte, während Enid den Spiegel hatte. »Und ich werde Ihre Hälfte durchqueren müssen, um zur Tür zu kommen. Noch etwas. Mein Name ist nicht Marge.«

»Nein?«

»Nein.«

»Aha. Ist das ein Deckname?«

»Ein Deckname? Nein, natürlich nicht. Ich heiße Margery. Marge ist kurz für Margarine, ein billiger Butterersatz.«

»Wie, wo, was bitte?«

»Im Allgemeinen nennt man mich Miss Benson.«

»Miss Benson?« Enid zog eine griesgrämige Grimasse.

»Ja.«

»Okay, Marge. Dann pack ich mal aus, ja?«

Es war nicht der Moment für weitere Diskussionen, weil Enid ein ganzes Sortiment an Fläschchen und Döschen hervorholte und unordentlich in den Schrank warf, auch auf Margerys Seite. Allein schon das Zusehen schmerzte. Wie konnte eine einzige Frau so viele Kosmetika benötigen? Margery hatte nur eine Dose Cold Cream von Pond dabei, die ihr ein ganzes Jahr reichen würde. Dann begann Enid auszupacken. Das war der zweite Schock. Ihr Gepäck enthielt kein einziges braunes Tarnkleidungsstück. Sie besaß nur Grelles, Buntes – knappe Kleidchen, einen Bikini mit Tigerdruck, einen Pelzmantel, der schon Haare zu lassen schien, als sie ihn nur hochhob, hochhackige Slipper mit Blumenmuster, weitere winzige Hütchen, einen krabbenrosa Morgenmantel. Offensichtlich hatte sie ihr ganzes Leben in ihre Koffer gestopft, das meiste davon war geflickt und fadenscheinig. Nur den roten Handkoffer öffnete sie

nicht. Sie prüfte das Schloss und schob ihn unter den Stuhl. Dann zogen sie sich an den entgegengesetzten Enden der Kabine zum Abendessen um – im Endeffekt standen sie nebeneinander. Margery entschied sich für ihr bestes lilafarbenes Kleid. Enid schlüpfte in etwas üppig Geblühtes.

»Ist dein Haar von Natur aus so lockig?«, fragte sie und zupfte an ihren eigenen Haaren herum, als hätte sie sie in einem Laden gekauft.

»Ja.«

»Du hast dir keine Dauerwelle machen lassen?«

»Ich hatte noch nie eine Dauerwelle. Möchten Sie einen Kleiderbügel haben?«

»Einen was?«

»Für Ihre Kleider?«

»Die lass ich einfach unten liegen. Du hast so viel Glück mit deinen Haaren. Ich muss meine jede Woche eindrehen. Schau mal, wie dünn die sind. Und die Farbe ist auch nicht echt.«

»Ach nein?«

Enid entging der Sarkasmus; sie lachte. »Nein, Marge. Die kommt aus der Flasche. Soll ich dich schminken?«

»Darf ich Sie erinnern, Mrs. Pretty, dass der Zweck dieser Expedition die Suche nach einem Käfer ist?«

»Aber ein bisschen Spaß schadet doch nicht dabei.« Enid betupfte sich das ganze Gesicht mit orangefarbenem Puder und sprühte dann ein so überwältigend penetrantes Parfum auf, dass Ethanol im Vergleich dazu duftete wie ein Frühlingsspaziergang im Park.

»Ich vermute, Sie sprechen fließend Französisch?«

»Klar«, sagte Enid. »*Bong Schuuu*.«

»Und was den Käfer betrifft ...«

»Ja?«

»Sie dürfen den Leuten nicht mehr erzählen, dass ich vom Natural History Museum komme.«

»Warum denn nicht, Marge? Du solltest stolz auf deine Arbeit sein.«

Wieder war keine Zeit, um den Irrtum zu berichtigen. Die Schiffsglocke läutete zum Abendessen. Margery kontrollierte noch einmal, ob die Rüschen an ihrem Mieder korrekt saßen, und nahm ihre Handtasche. »Sie müssen auch aufhören, andauernd von dem Käfer zu erzählen.«

Doch Enid hatte die Aufmerksamkeitsspanne einer Eintagsfliege. Sie hatte sich gerade im Spiegel erblickt und prüfte nun ihr Aussehen aus verschiedenen Blickwinkeln, vornehmlich von der Seite. »Wie, wo, was bitte?«

»Wir müssen die Sache geheim halten. Da gibt es einen Schwarzmarkt.«

»Für Geheimnisse?«

»Für Käfer, Mrs. Pretty. Ich rede von Käfern.«

Enid schüttelte den Kopf. »Die Leute auf diesem Schiff sind nett. Eins kannst du mir glauben. Ich habe in meinem Leben so einige Gestalten kennengelernt, und die Leute hier sind ganz anders. Mach dir keine Sorgen, Marge. Dein Käfer ist in Sicherheit.«

Margery wollte Enid beim Abendessen nach ihrem Pass fragen und ein bisschen Französisch für Anfänger üben, aber ihr war nicht klar gewesen, dass sie in der Touristenklasse zusammen mit anderen Passagieren am Tisch saßen. Der riesige Speisesalon hatte eine niedrige Decke und an den Wänden eine glänzende Holzvertäfelung. Hunderte Tische standen darin, mit hellgelben Tischdecken und sil-

bernen Wasserkaraffen. Die meisten Stühle waren schon besetzt, und es herrschte ein ohrenbetäubender Lärm. Beim Anblick so vieler fremder Menschen blieb Margery stocksteif stehen. Sie überlegte sogar, ob sie nicht lieber gleich ins Bett gehen sollte. Inzwischen tänzelte Enid hierhin und dorthin und begrüßte die Leute wie alte Bekannte, bis sie an Tisch 10 zwei freie Plätze entdeckte: »Hierher, Marge! Komm rüber!« Es gab keine Gelegenheit für ein privates Gespräch. Margery hatte auch nicht gewusst, welche Mengen an Essen hier serviert würden – nach der ganzen Rationierung hatte sie schon seit Jahren nicht mehr so viel gegessen. Sie leerte den Teller mit der Ochsenschwanzsuppe, dann aß sie den Schinkenbraten mit Ananas, und als das Trifle serviert wurde, musste sie unter die Strickjacke greifen und den Reißverschluss ein wenig aufziehen. Enid löffelte alles auf und ließ nicht den kleinsten Rest übrig. Sie benutzte kein einziges Mal ihre Gabel und kaute mit offenem Mund; noch nie hatte Margery so miserable Tischmanieren gesehen. Und jedes Mal, wenn die Kellner einen Nachschlag anboten, brach Enid in juchzendes Gelächter aus.

Margery begann sich zu fragen, ob ihre Assistentin geistig so ganz auf der Höhe war. Trotz Margerys deutlicher Warnung erzählte sie den Leuten, dass Margery vom Natural History Museum sei, und jetzt löcherten alle Margery mit Fragen. Sie wurde sogar gefragt, an welchen anderen Expeditionen sie schon teilgenommen habe. Am Tisch saßen ein frisch verheiratetes Paar, das mit einem Zehnpfund-Auswandererticket nach Australien emigrierte, ein Witwer auf Weltreise, ein Missionar, dessen Englisch zu wünschen übrigließ, und zwei Schwestern auf dem Weg

nach Neapel. Alle wollten wissen, wie es war, eine berühmte Forscherin zu sein.

Der Witwer erkundigte sich, ob Enid auch schon anderswo tätig gewesen sei als in der Insektenforschung, aber sie streifte ihren früheren Beruf nur flüchtig. Sie sagte, sie habe in der Gastronomie gearbeitet, aber nicht, wo genau. Sie blieb auch recht vage, als er fragte, wie man beim Käfersammeln denn vorgehe.

»Ach, man nimmt sie einfach.«

»Mit einem Netz?«

»Oder mit einem Löffel. Oder mit den Händen.«

»Haben Sie keine Angst?«

»Vor einem Käfer? Ich doch nicht.«

»Und ist dieser Käfer, den Sie da suchen, wertvoll?«

»Und ob! Er ist ja golden, wissen Sie. Alle wollen ihn finden.«

»Ihr Mann ist sicher traurig, dass Sie so lange wegfahren?«

»Wie, wo, was bitte?«

»Ihr Mann?«

Enid starrte einen Augenblick lang vor sich hin wie ein betäubtes Beuteltier. »Mein Mann ist Anwalt«, sagte sie dann, was auch nicht uninteressant war, aber keine Antwort auf die Frage. Dann fragte Enid, wer den Film *Mrs. Miniver* gesehen habe, ihren absoluten Lieblingsfilm aller Zeiten.

Margery machte gerade Andeutungen, dass es an der Zeit sei, sich zurückzuziehen, als sich ein Mann namens Taylor zu ihnen an den Tisch setzte. Taylor erkannte in Enid und Margery die beiden urkomischen Frauen wieder, die fast das Schiff verpasst hatten. Er war ein untersetzter

Mann mit Schultern wie Dachbalken und einem Schnauz-
bart, der aussah, als würde er bei der nächsten schnellen
Bewegung abfallen. Er verkündete, nebenan wäre ein
Tanzsaal mit einer richtigen Musikkapelle, und fragte, ob
nicht jemand Lust zu tanzen habe.

»Nein, danke«, sagte Margery.

»Das wäre ja phantastisch!«, rief Enid und sprang auf
wie ein Schachtelteufel.

Margery entschuldigte sich, sie wolle früh zu Bett gehen.
Es war ein langer Tag gewesen, an dem sie um ein Haar
zwei wichtige Transportmittel verpasst hätte und ein ziem-
lich traumatisches Polizeiverhör durchgestanden hatte.

Margery war erleichtert, als sie wieder in der Kabine war.
Allein. Sie hätte sich nie als eitel bezeichnet, doch trotz
ihrer Ängste hatte sie es aufregend gefunden, von allen die-
sen Menschen kurzzeitig wie eine bedeutende Person be-
handelt zu werden. Es wäre auch aufregend, mit drei Paar
korrekt aufgesteckten Käfern, Männchen und Weibchen,
nach Hause zurückzufahren und sie dem Natural History
Museum zu präsentieren, zusammen mit vielen anderen
seltenen Käfern, die sie gefunden hätte. Vielleicht würde
man ihr eine Stelle anbieten, ihr Name würde in den Zei-
tungen erwähnt werden ...

Margery musste tief geschlafen haben, denn als sie auf-
wachte, hatte sie keine Ahnung, wo sie war. Sie lag in einem
schmalen, harten Bett, das außerdem auf und ab schaukelte,
wie sie bald feststellen musste. Ihre anfängliche Freude
wich allerdings sofort der Panik, als sie merkte, dass noch
jemand in der Kabine war. Enid Pretty. Diese schreckliche
Person, die nicht aufhören konnte zu reden. Durch das

Bullauge fiel schwaches, bläuliches Licht auf Enid, die auf dem Boden kniete, vor sich einen weit geöffneten Koffer. Margery bekam eine Gänsehaut. Enid schnüffelte in ihren Sachen herum.

Das konnte doch nicht wahr sein, versuchte sie sich einzureden, aber nur, weil sie sich nicht damit herumschlagen wollte. Doch was blieb ihr übrig ...

»Mrs. Pretty?«

Enid knallte den Deckel zu. »Marge? Ich dachte, du schläfst.«

»Was machen Sie da?«

»Nichts. Alles gut.«

Das war eindeutig gelogen. Nichts war gut. Obwohl Margery nun sah, dass sie sich geirrt hatte. Es war nicht ihr Koffer, in dem Enid gewühlt hatte, sondern der rote Handkoffer, den sie so sorgfältig weggeräumt hatte. Und nicht nur das. Enid hatte geweint; ihre Augen sahen aus wie zwei schwarze Blüten.

»Haben Sie was verloren?«

»Gute Nacht, Marge. Tut mir leid, dass ich dich geweckt habe.«

Enid schnäuzte sich und schob ihren Handkoffer wieder unter den Stuhl. Sie zog sich aus und ließ ihre Kleider fallen, nicht etwa auf ihre eigene Kabinenseite, sondern auf Margerys. Nur im Slip, kletterte sie behände auf ihr Stockbett. Nach wenigen Minuten schnarchte sie auch schon. Und wie.

Margery dagegen konnte nicht mehr schlafen. Enid Pretty war die letzte Person auf der Welt, die sie als Assistentin hätte einstellen sollen. Und obwohl sie Margery eigentlich nichts gestohlen hatte, brachte allein schon der

Verdacht die Saat des Zweifels in Margery zum Keimen. Stehlen war genau das, was Enid wohl tun würde, wenn sie die kleinste Chance sähe. In einer Woche lief das Schiff den ersten Hafen an. Dann würde Enid gehen müssen. Margery würde sich eine andere Hilfskraft suchen.

Der Dampfer schlingerte. Margerys Magen rutschte in die eine Richtung, ihr restlicher Körper in die andere. Sie starrte auf das Waschbecken, das ebenso wie der Spiegel und die Lampe zur Seite zu kippen schien. Plötzlich konnte sie an nichts anderes mehr denken als an Trifle.

...

Lesen Sie weiter!
Das Buch erscheint am
30.12.2020